

Wilma
Geldof

ROMAN

Reden
ist
Verrat

Nach der wahren Geschichte der
Freddie Oversteegen

Aus dem Niederländischen
von Verena Kiefer



GERSTENBERG

Obwohl *Reden ist Verrat* auf real existierenden Personen und historischen Ereignissen beruht, ist es ein Roman, in dem sich Tatsachen aus der Vergangenheit mit Ereignissen vermischen, die der Fantasie der Autorin entsprungen sind.

Für Freddie

6. September 1925 – 5. September 2018

»Wir haben Räubermütter, von Müttern stammt der Mut.«

Jowi Schmitz

»Die wirkliche Gefahr, vor allem in unsicheren Zeiten,
sind die normalen Menschen, die zusammen einen Staat bilden.
Die wirkliche Gefahr, das bin ich, das sind Sie.
Ohne uns sind Hitler und Stalin nichts als Großmäuler
voller Hass und machtloser Gewaltfantasien.«

Guy Cassiers, Zitat des Regisseurs aus dem Theaterstück

De welwillenden (Les Bienveillantes, Die Wohlgesinnten)

nach dem Buch von Jonathan Littell

Einige Wörter, Begriffe und Hintergründe
sind im Anhang erklärt.

Prolog

Oktober 1933

Mama hatte mich auf den Tisch gehoben und flocht meine Haare.
»Du weißt es also?«, fragte sie.

Ich nickte so automatisch, dass sie meine Zöpfe losließ und meinen Kopf zwischen ihren beiden Händen festhielt. Sie zwang mich, sie anzuschauen.

»Ja-ha«, sagte ich.

Ich wackelte mit den Zehen. Nein, ich wackelte nicht wirklich, dafür boten die alten Schuhe meiner Schwester nicht genügend Platz. In den Sohlen waren Löcher und der Absatz löste sich. Meine Füße passten nur mit gekrümmten Zehen hinein.

»Und, wie machst du es dann?«, fragte Mama.

»Ich bleibe einfach so lange sitzen, bis ich ihn habe.«

»Weil ...? Warum?«

»Ich habe ein Recht darauf«, sagte ich.

Mama lachte, drückte mir einen Kuss auf die Stirn und sagte:
»Gut so, Liebes.«

In der Mittagspause klopfte ich an die Tür zum Arbeitszimmer des Rektors. Keine Reaktion. Er ist nicht da, dachte ich erleichtert. Jetzt einfach nach Hause gehen. *Ich kann nichts dafür, Mama, er war nicht da.* Mama würde mich ansehen, Enttäuschung in den Augen. Dann gehe ich eben selbst, würde sie sagen.

Mein Magen zog sich zusammen, als ich erneut und fester klopfte. Wieder keine Antwort. Vielleicht war er wirklich nicht

da. Ich sah hoch zum Porträt von Königin Wilhelmina über der Tür, aber sie hatte auch keinen Rat. Ich wartete, bis sich mein Atem beruhigt hatte. Dann umfasste ich die Klinke, drückte sie lautlos hinunter und öffnete die Tür.

Da saß er, hinter seinem großen Schreibtisch. Ohne den Kopf zu bewegen, hob er den Blick, sah mich, senkte den Blick und schrieb weiter. Er trug einen schwarzen Frack über einem weißen Hemd und eine schwarze Krawatte. Er war kurz geraten und dick – sein Nacken war kurz und dick, seine Hände waren kurz und dick. In dem gläsernen Aschenbecher auf seinem Schreibtisch glomm eine dicke Zigarre.

»Meine Mutter bittet um einen Schein für neue Kleidung«, sagte ich. Meine Stimme zitterte.

Er zog an seiner Zigarre, legte sie in den Aschenbecher zurück und blies den Rauch in meine Richtung – ohne auf meine Worte zu reagieren.

»Meine Mutter bittet um einen Schein für neue Kleidung«, wiederholte ich und hustete. »Einen Schein von der Schulfürsorge.«

Der Rektor schüttelte langsam und müde den Kopf, während er weiterschrieb.

Ich atmete tief ein, trat über die Schwelle und setzte mich mit klopfendem Herzen auf den Stuhl ihm gegenüber.

Jetzt schaute er auf.

Ich verschränkte die Arme und klemmte meine Füße um die Stuhlbeine. »Meine Mutter sagt, ich soll so lange hier sitzen bleiben, bis ich den Schein habe.«

»Dann bleib eben sitzen«, sagte er leichthin und tunkte die Feder in die Tinte. Seine Mundwinkel hoben sich, während er weiterschrieb.

Durch das große Fenster hinter ihm sah ich zwei Jungen, die über den Schulhof rannten – meinen Nachbarjungen Peter und

einen Jungen, den ich nicht kannte. Meine Schwester hopste auf einem Bein um die Eiche mit den kahlen Herbstästen. Dann nahm sie ihr Springseil und hüpfte zum Fenster des Rektors. Mit jedem Sprung tauchte ihr besorgtes Gesicht am Fenster auf. Ich schüttelte den Kopf. *Es klappt nicht, Truus. Nicht weggehen! Wenn du gehst, gehe ich auch.* Truus rannte zum Baum zurück und lehnte sich an den Stamm. Sie würde auf mich warten, das wusste ich. Aber ich konnte sie kaum mehr erkennen. In ihrem braunen Kleid wurde sie fast unsichtbar vor dem Baum und der Schulhof war leer. Die Aussicht schien wie in ein Stilleben verwandelt.

Drinne war nur das leise Kratzen der Feder auf dem Papier zu hören. Der Zigarrenrauch aus dem Aschenbecher stieg in Kringeln auf. Ich betrachtete die Zimmerwände. Sie waren kahl, nicht mal eine Uhr hing dort. Als wäre ich mit dem Rektor in einer Seifenblase eingeschlossen. Ich traute mich kaum zu atmen. Ich zählte bis hundert. Dann ließ ich die Seifenblase platzen.

»Kann ich ein Butterbrot haben, Herr Lehrer?«, hörte ich mich fragen. »Es ist Pause und jetzt kann ich nicht mehr nach Hause.«

Der Rektor atmete geräuschvoll aus, bückte sich und griff nach einer braunen Papiertüte. Schweigend reichte er mir eine Scheibe Roggenbrot. Schweigend aß ich sie auf. Und wartete. Und der Rektor tunkte seinen Federhalter ins Tintenfass und schrieb. Und schrieb.

Sonst passierte nichts. Nur hin und wieder, wenn er an seiner Zigarre zog, glühte die Spitze orange auf.

Ich zählte rückwärts, von hundert bis null. Dann stand ich auf. »Meine Mutter sagt, ich muss einen Schein für neue Kleidung bekommen«, sagte ich laut. Meine Stimme klang seltsam hoch. Gleich würde ich noch schreien. Ich presste die Lippen aufeinander.

»Deine Mutter?«, sagte er. Er drückte die Zigarre im Aschenbecher aus und lachte kurz und abfällig. Er kannte meine Mut-

ter natürlich. Alle kannten Mama. Letzte Woche hatte ich einen Brief für sie mitbekommen. FÜR FRÄULEIN VAN DER MOLEN stand darauf.

»Die kenne ich nicht«, hatte Mama gesagt, ohne den Inhalt zu lesen. »Kannst ihn zurückgeben.«

»Wie heißt sie denn sonst?«, hatte der Rektor gefragt.

»*Frau* van der Molen«, sagte ich. Da waren seine Augen groß geworden und er hatte vor Lachen gebrüllt, denn eine Arbeiterfrau ist keine Dame und eine geschiedene Arbeiterfrau erst recht nicht.

»Deine Mutter ...«, wiederholte er und tunkte seine Feder behutsam in die Tinte. »Letzte Woche passte ihr der Schein der Schulfürsorge nicht und jetzt soll ich einen neuen ausstellen?«

Fassunglos starrte ich auf den kleinen Mund, aus dem die Wörter rollten, und dann auf die kurzen, dicken Finger, die ach so vorsichtig, zärtlich fast, ein Löschpapier nahmen, damit es keine Streifen oder Flecken gab. Und dann war da die Tinte.

Ich machte einen Satz nach vorn und fegte in einer fließenden Bewegung das Tintenfass vom Schreibtisch. Es klirrte gegen den Metallschrank und die Wand und die schwarze Farbe tropfte wie dunkles Blut in dünnen Rinnsalen auf den Boden. Für einen Moment starrten der Rektor und ich gemeinsam auf den Beweis meiner Missetat. Dann sprang er auf und hob die Hand.

Bevor er mich schlagen konnte, flog ich schon zur Tür.

»Raus!«, schrie er. »Raus! Du bist wie deine Mutter!«

»Stimmt nicht«, schrie ich zurück. »Mama ist immer sauber und anständig!«

»... ausgeschlossen! Drei Mon...«, hörte ich ihn noch rufen, aber ich war schon weg. Ich schoss auf die Straße hinaus, wutentbrannt.

1

Das ist der Anfang – August 1941.

Herren mit Hüten kennen wir nicht. Über Mamas Bett gebeugt spähe ich erstaunt am Verdunklungspapier vorbei auf den Besuch vor der Tür. Ich rufe nach oben, zu Mama hinauf.

»Ein Hut?«, wiederholt meine Schwester vom Wohnzimmer aus.

»Er ist groß und schlank ...«, sage ich geheimnisvoll. Ich pfeife zwischen den Zähnen. »Ein Gesicht wie ein Prinz. Ein Filmstar, Truus! Er will bestimmt um deine Hand anhalten.«

Ich höre, wie Mama die Haustür öffnet.

»Werd endlich erwachsen!« Truus lässt die letzte geschälte Kartoffel sanft, als könnte sie zerbrechen, in den Topf gleiten und wischt sich die schmutzigen Hände an ihrem dunkelblauen Kleid ab. »Man könnte meinen, du bist zehn und nicht fünfzehn«, sagt sie, aber sie lacht dabei.

»Fast sechzehn«, antworte ich mit einem Grinsen. »Und du kommst mir vor wie achtzig und nicht fast achtzehn.« Na ja, er kommt natürlich nicht wegen ihr. So hübsch ist sie nicht. Aber das würde ich nie laut sagen.

Mama öffnet die Wohnzimmertür einen Spaltbreit. »Er will reden«, sagt sie leise, »mit euch.«

»Mit *uns*?« Wir kennen bislang nur Männer mit Kappen!

Truus stellt den Topf mit den Kartoffeln auf die Anrichte in der Küche und prustet. Und ich fange ziemlich blöd an zu kichern. Hastig versuche ich, die Schiebetüren des kleinen Vorder-

zimmers zu schließen, damit Mamas Bett nicht zu sehen ist, aber wegen der albernen Kicherei klappt es nicht. Die verzogenen Türen klemmen.

»Ja, wirklich. Ich kenne ihn flüchtig von der Partei«, sagt Mama, die Mitglied der Kommunistischen Partei ist. Mitglied war, muss ich sagen. Die Partei ist jetzt verboten, denn die Kommunisten sind die Feinde der Nazis. »Es geht um den Widerstand.«

Truus bekommt große Augen. Viel mehr als Flugblätter verteilen machen wir nicht. Ich muss sofort wieder kichern, als ich Truus' erstauntes Gesicht sehe.

»Jetzt hör doch auf, Fred!«, flüstert Truus. Sie legt eine Hand vor ihren Mund, um das Lachen zu unterdrücken. Ich grinse immer noch, als Mama die Tür mit Schwung öffnet und den Herrn mit Hut ins Zimmer lässt, und auch noch, als ich ihm mit einem Kitzeln im Hals schlaff die Hand gebe. Er stellt sich vor, aber seinen Namen verstehe ich nicht.

Truus schaut mich hinter seinem Rücken flehend an. Ich beiße mir auf die Lippen. Ich will wirklich aufhören zu lachen.

»Braucht ihr mich dabei?«, fragt Mama.

»Nein, nicht nötig«, sagt der Mann. Seine Stimme ist ruhig und warm.

»Dann gehe ich nach oben«, sagt Mama. »Heutzutage weiß man besser nicht alles.«

Andere Mütter würden unbedingt dabeibleiben wollen. Andere Mütter wollen unbedingt das Sagen behalten, aber so ist Mama nicht. Sie ist mehr wie eine große Schwester für uns.

Die Tür geht zu und Mamas Schritte verschwinden über die Treppe nach oben. Truus und ich bleiben zu zweit mit diesem Herrn in unserem kleinen Wohnzimmer zurück. Plötzlich bin ich still. Eine Biene kreist zwischen uns, fliegt weg und prallt tickend gegen das Glas der Schiebetüren. In der plötzlichen Stille, in der nur das Ticken der Biene zu hören ist, sehe ich, dass Truus den

Mann mindestens so attraktiv findet wie ich. Ihre Ohren ragen feuerrot aus ihren rotblonden Haaren, ihre Wangen sind fleckig und sie hält sich sehr gerade, ohne die Sofalehne zu berühren – als würde sie wirklich einem Filmstar gegenüber sitzen. Normalerweise ist sie die Vernünftigere von uns beiden, diejenige, die weiß, was sich gehört, aber jetzt glaube ich nicht, dass auch nur ein normales Wort aus ihr herauskommen wird.

»Setzen Sie sich«, sage ich hastig. Ich zeige auf den schönen Sessel mit dem tiefroten Stoffbezug, aber er nimmt den anderen. Den durchgesessenen, aus dem eine Sprungfeder herausragt. Nein, da, will ich noch sagen, aber er sitzt schon. Ich spähe neugierig nach Anzeichen von Erschrecken oder Schmerz auf seinem Gesicht. Nichts weist darauf hin. Ganz schön tapfer. Ich lächele Truus zu und lasse mich so hart neben ihr aufs Sofa fallen, dass sie ein bisschen hochschnellt.

Der Mann nimmt seinen Hut ab. Eigentlich ist er nicht besonders auffallend, aber er hat etwas Elegantes. Er trägt ein Tweed-sakko mit Lederbesatz an den Ellenbogen. Ganz anders als die Kerle aus unserem Viertel. Außerdem hat er feine Züge und eine intelligente und sanftmütige Ausstrahlung – sogar mit einer Sprungfeder im Hintern.

»Ihr seid schon ziemlich aktiv im Widerstand, was?«, sagt der Mann.

Entschuldigung? Was für eine idiotische Frage! Wir wissen nicht einmal, ob man ihm vertrauen kann oder ob er auf der Seite des Feindes steht. Truus und ich zucken gleichzeitig mit den Schultern. Über solche Dinge schweigen wir.

Der Mann lächelt. »Ich habe so einiges gehört.«

Ich merke, dass Truus neben mir erstarrt. »Wie das?«, fragt sie unwillig. Von Erröten auf ihrem Gesicht ist keine Rede mehr.

»Von der Partei!«, sagt der Mann schnell. »Der CPN.«

O ja, er ist auch ein Roter. Auch ein Kommunist.

»Ich habe gehört, dass die Töchter der Roten Truus van der Molen keine Angsthasen sind.«

Rote Truus, so nennen sie meine Mutter.

Ich schaue zu meiner Schwester. Ich weiß nicht, was ich sagen soll. *Du musst jetzt das Wort ergreifen*, sagen meine Augen. *Du bist die Ältere und die Vernünftigere, das sagst du doch immer selbst?*

»Was wollen Sie von uns?«, fragt Truus. Sie klingt ernst und erwachsen.

Der Mann faltet die Hände. »Ich plane«, sagt er mit gewichtiger Stimme, »eine Kampfgruppe gegen den Faschismus aufzustellen. Um die Moffen härter anzugehen. Und dafür brauche ich Leute, die sich was trauen, Menschen, die sich nicht so schnell Angst einjagen lassen.« Er hält inne und schaut uns abwechselnd an. »Mehr als Kurieraufträge übernehmen, Plakate kleben oder Streikaufrufe verteilen ...« Er schweigt wieder. Und in die Stille hinein wird mir klar, dass er ganz genau weiß, was wir bislang gemacht haben: Kurieraufträge übernehmen, Plakate kleben und Streikaufrufe verteilen.

Vor einem Jahr haben wir damit angefangen. Mama hatte Schmerzen im Knie. »Macht ihr es?«, fragte sie. Es lief wie geschmiert. Und danach hieß es fast täglich: »Hopp, auf geht's.«

Der Mann glaubt also, dass wir zu den Menschen gehören, die er sucht: Leute, die sich was trauen. Ich schweige und Truus auch.

»Geht ihr noch zur Schule?«

»Nein«, sage ich kurz angebunden. Ich würde gern und der Lehrer hat Mama beteuert, die Mittelschule wäre ein Klacks für mich, aber dafür ist kein Geld da. So einfach ist das. Schon seit zehn Jahren, seit mein Vater weg ist, leben wir von der Stütze. Oder von dem wenigen, das Mama verdient, wenn sie Arbeit hat. In der Wäscherei bekam sie ... was war es noch? Ja, gerade mal zwei Drittel vom Verdienst der Männer.

»Beschwerden?«, fragte der Chef, als sie mit ihm darüber reden

wollte. »Frauen wie du nehmen den Männern den Arbeitsplatz weg!«

»Ganz sicher nicht«, sagte Mama. »Kein Mann arbeitet für diesen Lohn.« Sie war sofort draußen.

»Keine Schule also. Habt ihr denn eine Stelle?«, fragte der Mann.

»Nein«, sagte Truus genauso kurz angebunden wie ich. Als Dienstmädchen ist sie eine Niete und erst vor Kurzem wieder rausgeflogen.

Jetzt helfen wir zu Hause. Und sind zusammen ganz schön aktiv im Untergrund.

»Was erwarten Sie von uns?«, fragt Truus kühl. »Haben Sie Arbeit?«

Der Mann grinst kurz. »Ja«, sagt er wieder ernst. »Ich will eine Gruppe, die aktiv Widerstand leistet. Munitionszüge entgleisen lassen. Bahnschienen in die Luft sprengen. Waffen von den Deutschen oder von der Polizei stehlen. Abrechnen mit Verrätern.« Er wartet einen Augenblick, um zu sehen, wie seine Worte ankommen. »Ich spreche von gewalttätigem Widerstand«, sagt er dann.

Und er will uns bei dieser Gruppe haben?

»Ich brauche euch«, sagt der Mann.

Uns? Zwei Mädchen?

Ich hole tief Luft. Nein!, denke ich. Natürlich machen wir bei so einer Gruppe nicht mit. Niemals. Auch wenn es durchaus anders klingt als das, was die Regierung in London sagt. Die sagt, wir müssen uns »anpassen« und »unser Leben weiterführen«. Und es klingt durchaus anders als die Leute, die sagen, »es wird schon alles gutgehen«, denn so unterschiedlich seien Deutsche und Niederländer ja gar nicht, was Rasse und Sprache betrifft. Und das sind nicht unbedingt NSB-Männer, die so etwas sagen. Dann lieber die Sprache dieses Mannes. Eine starke Sprache. Auch wenn

ich selbstverständlich nicht in eine solche Gruppe gehe! Das kann ich überhaupt nicht. Und Truus auch nicht. Unwillkürlich weicht mein Oberkörper zurück, bis mein Rücken die Lehne des Sofas berührt.

»Ich komme nicht zufällig zu euch«, sagt der Mann. »Ich habe euch hierfür ausgewählt.«

Ich schlage eine Hand vor meinen Mund. Nachher, wenn er weg ist, werde ich mich mit Truus darüber ausschütten vor Lachen.

Truus neben mir sagt nichts. Sie sieht den Mann mit zusammengekniffenen Augen an, mustert ihn, als würde sie ihn gründlich prüfen. »Warum wir?«, fragt sie.

»Weil ich von der Partei gehört habe, dass ihr tapfer seid, und ...« – der Mann lacht – »... weil ich gern Frauen in meiner Gruppe haben will.«

Frauen, wiederhole ich im Stillen. *Frauen* ... Truus ist eher ein halber Junge. Kein wilder Junge, das nicht, aber so der Typ, der wie ein Kerl mit gespreizten Beinen dasitzt. Sie würde gut in den Hafen passen, oder nein, hinter den Lumpenkarren mit ihren immer zerknitterten Kleidern. Aber ich bin nicht so. Absolut nicht. Ich schlage die Beine übereinander und setze mich etwas aufrechter hin.

Der Mann lacht breit. »Ihr seid noch *Mädchen*! Kein Deutscher wird euch wegen irgendwas verdächtigen!«

»Also«, beginnt Truus, »weil sie uns nicht ernst nehmen ...?«

»Genau«, sagt der Mann.

»Oh, toll«, sagt Truus.

Plötzlich sehe ich uns mit seinen Augen. Uns beide. Zwei Mädchen in alten, verschlissenen blauen Matrosenkleidern und weißen Socken in flachen Schuhen. Mit meinem Meter sechzig und dem mageren Körper halten mich die Leute leicht für zwölf. Mein Gesicht ist weich und rund wie das eines Kindes.

Kein Pickel auf meiner Haut und statt Brüsten zwei Erbsen auf einem Brett.

Der Mann sieht mich an und feixt über das ganze Gesicht. »Die Zöpfe musst du unbedingt behalten.«

Aus Bequemlichkeit trage ich meine Haare oft so. Ich zupfe an meinen Zöpfen und zeige ein vorsichtiges Lächeln, während ich spüre, wie ich rot werde.

»Binde Schleifen drum!«, sagt der Mann.

Ich ziehe den Kleidersaum über meine knochigen Knie, fummele am Rand einer Kruste.

»Und ansonsten«, sagt er wieder ernst, »werde ich euch beibringen, wie man mit Pistolen, Handgranaten und Sprengstoff umgeht.«

Ich starre ihn an.

»Sollen wir Menschen erschießen?« Truus fragt es mit gleichgültigem Gesicht, als würde sie sich erkundigen, ob es morgen regnet.

»Keine *Menschen*«, sagt der Mann mit Nachdruck.

»Oh«, sage ich erleichtert.

»Einen Gestapomann. Oder einen Verräter.«

»Jemanden totschießen werden wir nie«, sagt Truus entschieden. »Nicht alle deutschen Soldaten sind Nazis!«

»Wir schießen selbstverständlich nicht auf irgendwelche deutsche Soldaten«, sagt der Mann. Ungeduld schleicht sich in seine Stimme, die genauso schnell wieder daraus verschwindet. »Ihr habt bestimmt schon von der Widerstandsgruppe De Geuzen gehört?«

»Ja«, sagen Truus und ich. So fürchterlich, was mit ihnen passiert ist.

»Die ganze Gruppe wurde aufgegriffen und erschossen«, fährt der Mann fort. »Achtzehn Mann. Und einer zu Tode gefoltert.« Er lässt eine vielsagende Stille eintreten.

Ich merke, dass ich eine Hand zur Faust balle und mich gleichzeitig ein wenig krümme.

»Der Dreckskerl, der die Gruppe verraten hat, muss natürlich gefasst werden, oder?«

Wir nicken brav. Ja, *natürlich!*

»Warum?«, fragt der Mann mich. »Warum muss der gefasst werden?«

»Warum?«, wiederhole ich. »Na, so ein Dreckskerl! Sie sagen es doch selbst!«

»Nein! Nicht aus Rache, sondern weil dieser Schuft sonst immer so weitermacht.«

Oh, ja.

»In der Sowjetunion kämpfen Frauen und Mädchen mit in der Armee«, sagt er.

Ich nicke langsam, aber der Atem bleibt in meiner Kehle stecken.

»Müssen wir ...«, setzt Truus an.

»Ich sage nicht, dass ihr selbst Verräter ausschalten sollt, ihr müsst nur damit einverstanden sein«, unterbricht der Mann sie scharf. Dann lächelt er und fährt freundlicher fort: »Ihr seid wie geschaffen für diese Arbeit. Ich kann mir keine besseren Mädchen für meine Gruppe vorstellen. Wirklich. Würdet ihr darüber nachdenken? Bitte?«

Der Mann steht auf und nimmt seinen Hut, bleibt vor uns stehen und schaut uns eindringlich an. »In drei Tagen, Donnerstag Nachmittag, komme ich wieder, um zu hören, ob ihr mitmacht. Wenn ihr *nicht* mitmacht, habt ihr mich *nie* gesehen und *nie* gesprochen. Ist das klar?«

Wir nicken.

»Aber *wenn* ihr mitmacht« – er macht eine lange Pause –, »dann dürft ihr mit niemandem darüber reden. Reden betrachte ich als Verrat. Und dann ...« Seine Hand zuckt über seine Kehle

und er fixiert uns abwechselnd. »Also kein Wort darüber. Auch nicht zu eurer Mutter. Ist das ...«

»Aber«, falle ich ihm ins Wort, »Mama darf doch wohl wissen ...«

»Dass ich euch wegen einer Widerstandsgruppe gefragt habe, das darf sie wissen. Aber nicht, was unsere Gruppe genau macht. Ist das klar?«

Betroffen nicken wir wieder.

Als die Haustür ins Schloss fällt, starren wir beide weiter vor uns hin.

»Das ist verflucht brenzlich, Fred. Das ist unheimlich«, flüstert Truus nach einer Weile. »Natürlich machen wir das nicht.«

»Nein, natürlich nicht«, sage ich. »Warum sollten wir?«

Wir schweigen. Wir schauen zur Wand. Zu der Stelle, an der Frau Kaufmann gestanden hatte ...

* * *

Frau Kaufmann ...

Das ist jetzt einen Monat her. Juli. Ein Auto hielt vor unserem Haus. Ein brummender Motor. Türen, die laut zuschlugen. Ein Hämmern an unserer Haustür. Nicht mit Fäusten, viel fester. Mit Gewehrkolben. Wir hatten geglaubt, unsere jüdischen Untergehenden würden sich immer schnell genug verstecken können. Aber ausgerechnet jetzt waren Frau Kaufmann und der kleine Abel zufällig unten. Bei uns. Im Wohnzimmer.

»Moffen, Mama! Moffen!«, rief ich in gedämpftem Ton. Hastig steckte ich das gelöste Verdunklungspapier wieder fest und schaute abwechselnd von Mama zu Frau Kaufmann.

Frau Kaufmann fasste ihren Sohn am Handgelenk und sah panisch zu meiner Mutter. Sie war eine junge Frau mit lockigen

braunen Haaren und sanften braunen Augen. Ich fand sie sehr hübsch. Ihr Sohn, ein kräftiger blonder Fünfjähriger, hatte dieselben Augen.

»Schnell! Nach oben!«, sagte ich. Obwohl – dann mussten sie an der Haustür vorbei. Das Hämmern hörte nicht auf. »Nein! In den Garten!«, sagte ich.

Mama schüttelte den Kopf. Auch dann mussten sie durch die Diele an der Haustür vorbei. Sie eilte zur Tür. Wenn wir nicht bald aufmachten, würden die Gewehrkolben durchbrechen. »Kommen Sie herein, meine Herrschaften«, sagte sie freundlich auf Deutsch, als würde sie alte Freunde begrüßen.

Es waren zwei Militärmonster, die aus der Dämmerung in unser enges Wohnzimmer stampften. Ich kannte sie. Ich hatte sie zuvor schon gesehen, sie waren alle gleich. Graue Uniformen, schwarz glänzende Lederhandschuhe und Stiefel, Abzeichen am Kragen, auf den Ärmeln und Schultern. SD-Männer. Ihre Augen waren wie kleine Kugeln, die sie sofort auf Frau Kaufmann abfeuerten. Die wich mit dem kleinen Abel zurück, bis sie mit dem Rücken an der Wand stand.

Auf der Treppe ertönten die lauten Schritte von Soldaten, danach dröhnten sie über unseren Köpfen. Nicht viel später kamen sie wieder herunter. Zusammen mit Truus, die ins Wohnzimmer stürmte. Sie stellte sich dicht neben mich, Schulter an Schulter, vor die Schiebetüren zum kleinen Vorderzimmer.

Der Deutsche ließ sich in den Sessel fallen. »Sie haben hier Juden untergebracht!«, schrie er Mama auf Deutsch an. Seine Mundwinkel zeigten boshaft nach unten. Er stand auf, machte einen Schritt auf Frau Kaufmann zu und sagte: »Sie haben fünf Minuten, um Ihre Sachen zu packen.«

»Wie bitte?«, fragte Mama.

»Sie sind hier illegal«, sagte er. »Die Niederlande haben ein Flüchtlingslager in Westerbork. Dort müssen sie hin.«

Hinter Mama zog Frau Kaufmann den kleinen Abel fest an sich. Über uns hielt das Haus den Atem an.

Als der Mann vom Sicherheitsdienst Frau Kaufmann am Oberarm fasste, sprang Mama vor ihn. »Sie!«, sagte sie mit plötzlich erhobener Stimme. Sie zeigte auf den Mann. »Sie sind ein gebildeter Mann! Sie lassen sich als Menschenjäger benutzen?« Mama schlug einen Ton an, als könnte sie es gegen den deutschen Führer höchstpersönlich aufnehmen.

»Halt die Klappe, Weib!«, brüllte der SD-Mann Mama an. »Oder willst du mit deinen Töchtern auch mit?«

Er versetzte Mama einen so harten Stoß, dass sie gegen den Tisch fiel. Truus und ich sprangen zwischen Mama und den SD-Mann. Kein Wort kam über unsere Lippen, aber unsere straff gespannten Körper sagten dasselbe: *Versuch das nicht noch mal!*

Abel stand wie an die Wand geklebt, sein Gesicht so blass wie die Tapete. Truus ging zu ihm, nahm seine Hand und hielt sie fest.

»Wir können auch nichts dafür«, schnauzte der andere Deutsche, während sich der SD-Mann Frau Kaufmann wieder zuwandte und sie aus dem Zimmer schob. »Befehl ist Befehl.«

Auf der Treppe und danach über uns hörten wir Frau Kaufmann schreien. Abel riss sich los. Mama stürmte in die Diele, die Treppe hinauf, gefolgt von Abel. Truus und ich wollten hinter ihnen her, aber Mama rief, wir sollten im Wohnzimmer bleiben. Wir stürzten zu ihrem Bett im kleinen Vorderzimmer und spähten am Verdunklungspapier vorbei nach draußen. Soldaten mit Gewehren im Anschlag. Ein Überfallwagen und darin Menschen, die zu Boden starrten, als würden sie sich schämen. Dann sahen wir Frau Kaufmann. Zwei Soldaten zerrten sie aus dem Haus, schoben sie zur Straße hin, prügeln sie hoch auf die Pritsche. Ihr Koffer rutschte ihr aus den Händen, fiel auf die Straße, sprang auf.

»Mutti! Mutti!«, weinte der kleine Junge. Er kletterte auf den Wagen, verpasste eine Stufe und bekam einen unsanften Schubs von einem Soldaten.

Unterdessen stopfte Mama hastig eine zartrosa Bluse in den Koffer zurück. Sie hatte die beiden Metallverschlüsse noch kaum geschlossen, als ihr der Soldat den Koffer aus den Händen riss, ihn auf den Pritschenwagen warf und hinterhersprang.

Wir haben die Kaufmanns nie mehr gesehen.